

CARO RAMSAY
Sein eigen Fleisch und Blut

Buch

Zwei Monate nach DCI Alan McAlpines Tod ist sein Team erneut an mehreren Fronten gefordert. DCI Rebecca Quinn, die neue Vorgesetzte, hat es schwer: Die Wache ist aufgrund einer Grippewelle vollkommen unterbesetzt, als sich Rocklegende Rogan O'Neill in seiner Heimatstadt ankündigt. Sein Konzert erfordert erhöhte Polizeipräsenz und eine verschärfte Sicherheitsstufe in der Stadt. Als hätten die Beamten damit nicht genug zu tun, entpuppt sich ein Toter bei einem Wohnungsbrand als das erste einer ganzen Reihe von Vergiftungsopfern. Und dann werden zwei blonde Jungen vermisst gemeldet. Sind sie nur Ausreißer? Oder sind sie entführt worden? Für den Ermittler Detective Inspector Colin Anderson entwickelt sich die angespannte Situation zu einem persönlichen Albtraum, als ein dritter kleiner Junge verschwindet – sein eigener Sohn Peter ...

Autorin

Caro Ramsay, Ende dreißig, ist in Glasgow geboren und aufgewachsen. Sie ist Chiropraktikerin, Akupunkteurin und ehemalige Marathonläuferin. Seit sie fünf Jahre alt ist, schreibt sie Geschichten – ihre Vorliebe für Krimis und Thriller, die sie während des Studiums entwickelt hat, hat sie bis heute nicht mehr losgelassen. Ihr Debüt *Ich habe gesündigt* wurde für den Dagger Award nominiert und in der Kritik und bei den Lesern ebenso wie der zweite Band, *Sein eigen Fleisch und Blut*, hoch gelobt.

Außerdem von Caro Ramsay bei Blanvalet lieferbar:

Ich habe gesündigt (37485)

Caro Ramsay

Sein eigen Fleisch und Blut

Roman

Aus dem Englischen
von Andreas Helweg

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Singing to the Dead«
bei Penguin Books, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2012 bei Blanvalet, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Caro Ramsay

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011

by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagfoto: Richard Jenkins Photography

Redaktion: Anita Hirtreiter

ES · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37941-5

www.blanvalet.de

*Dienstag,
19. Dezember*

Er hätte in der Schule sein sollen, doch seine Ma hatte keine Lust, so weit zu laufen. So wie an den meisten anderen Tagen auch.

Dann verließ sie so hastig die Wohnung, dass er keine Zeit hatte, seine Jacke anzuziehen. Sie hätte ihn einfach eingeschlossen und die ganze Nacht über allein gelassen. Deshalb trug er nur sein Fleece-Oberteil aus dem Secondhandladen, und das war inzwischen vollkommen durchnässt und klebte auf seinem Rücken fest.

Mist, er fror. Immer fror er.

Weihnachtseinkäufe bei Woolworth hatte sie ihm versprochen, aber sie hatte es wieder einmal nur bis zum Schnapsladen geschafft. Danach war auch kein Geld mehr für Geschenke übrig gewesen.

Langsam wurde es richtig dunkel; bald würde der helle Strahler am Rand des Spielplatzes eingeschaltet. Er saß auf der Schaukel, zitterte im Schneeregen und wagte es nicht, die eisigen Eisenketten mit bloßen Händen zu berühren. Wenn man hoch genug schaukelt, hatte sein Dad gesagt, kann man den Wolken in den Hintern treten. Das war zu Weihnachten vor zwei Jahren gewesen, vor langer, langer Zeit. Da war er erst fünf gewesen. Wenn sein Dad hier gewesen wäre, hätte er ihm Anschwung gegeben, doch er hatte keine Ahnung, wohin sein Dad verschwunden war, und um selbst Anschwung zu nehmen, war es zu kalt.

Also saß Troy McEwen da und schaute zu, wie in den Wohnungen ringsum eine Lampe nach der anderen auf-

flammte wie ein Mosaik gemütlicher Lichter, das sich nach und nach immer weiter ausbreitete. Und er schloss Wetten mit sich ab, welches Fenster wohl als Nächstes hell würde. Der Spielplatz lag verlassen da. Die Menschen saßen irgendwo im Warmen und Hellen und waren glücklich.

Er sah seiner Ma zu, die Regentropfen von einer Bank wischte, wobei sie ihren Ärmel einsetzte wie eine große Pfote. Sie trug einen riesigen Mantel aus Schafswolle; den hatte sie auch aus dem Secondhandladen. Jetzt holte sie eine Flasche aus der Tasche zwischen ihren Füßen hervor und schraubte den Deckel ab. Sie setzte sich immer auf dieselbe Bank, das war ihr Lieblingsplatz, und dort trank sie gern einen winzigen Schluck.

Und da kam wieder diese alte Frau, die mit dem schmutzigen weißen Hund. Er wartete ab, ob sie zu seiner Ma ging. Es wäre nicht das erste Mal. Dann saßen die zwei meist ein wenig zusammen herum, während der Hund auf den Weg kackte, und anschließend gingen sie zur Straße.

Er wollte versuchen, ob er die Wolken treten konnte, obwohl es zu dunkel war, um sie zu sehen. Deshalb rief er seine Ma, sie sollte ihm Anschwung geben. Aber sie hörte ihn nicht. Sie sah nicht einmal auf. Stattdessen trank sie aus der Flasche mit dem Hirsch darauf.

Er wollte nach Hause. Vielleicht gab es etwas zu essen. Er ließ sich von der Schaukel rutschen und ging hinüber zu seiner Ma. Er zupfte am Ärmel des Mantels aus Schafswolle, und sie sackte zur Seite. Ihre Augen waren glasig und starrten ins Leere. Sie war wieder einmal betrunken. Sie sah älter aus als die Mütter der anderen Kinder, und er konnte es nicht leiden, wie sie sich die Haare mit einem Gummi zusammenband. Dann sah sie aus wie die tote Katze, die er letzten Sommer im Kanal treiben gesehen hatte. Ihr Atem roch nach Schnaps.

Im Regen durfte er nicht aufs Karussell, seit er gestürzt

war und sich den Arm gebrochen hatte. Damals hatte ihn die Fürsorge mitnehmen wollen – wieder einmal. Seine Ma sah jetzt nicht zu ihm her, also würde es auch keine Prügel setzen. Er gab sich Schwung und drehte sich einmal, zweimal, und er wurde richtig schnell, ganz allein.

Plötzlich ging der Scheinwerfer an. Er sah eine Spritze, gleich neben dem Karussell. Bei der nächsten Drehung würde er sie aufs Gras kicken... Leider reckte er sich zu weit vor, seine klammen Finger rutschten ab, und er fiel der Länge nach hin.

Eine Weile lang lag er wimmernd da, und seine verfrorenen Hände taten schrecklich weh. Schließlich rollte er sich herum und setzte sich müde auf. Im Flutlicht sah er, dass seine Knie aufgeschürft waren und winzige Bluttröpfchen hervortraten. Er hatte sich die Hosenbeine aufgerissen. Seine Ma würde ihn umbringen.

Außerhalb des Lichtscheins war es richtig dunkel. Die Knie und die Hände taten ihm weh. Und er froh entsetzlich.

Dann schob sich ein großer Schatten zwischen ihn und die Lichtquelle, ein Erwachsener in einem langen schwarzen Mantel und mit einem Päckchen, das in alte Zeitungen eingewickelt war. Der salzige Geruch nach Pommesbude haftete ihm an.

»Hast du dir wehgetan?«, sagte eine freundliche Stimme. »Ich hab mir gerade eine heiße Pastete und Pommes für zu Hause gekauft. Hast du nicht Lust, mir Gesellschaft zu leisten?«

Er schniefte und wischte sich die Nase mit dem nasen Ärmel ab. In diesem Augenblick wünschte er sich nur eines. Dass ihn jemand aufhob, ihn in den Arm nahm und ihn ins Warme brachte.

Und ihm Pastete zu essen gab. Mit Pommes.

*Mittwoch,
20. Dezember*

1

Detective Inspector Colin Anderson hielt sich ein Taschentuch vor die Nase, versuchte, nicht zu atmen, und betrachtete die Überreste der Erdgeschosswohnung in der 34 Lower Holburn Street. Der beißende Rauch ließ seine Augen tränen. Das Feuer war seit einer halben Stunde gelöscht, und die Luft war feucht wie im Dschungel. Zwei Feuerwehrleute in quietschenden Stiefeln traten aus der verräucherten Küche und standen einen Moment lang im halbwegs verschonten Flur. Schweißtropfen zogen weiße Adern über ihre rußbedeckten Gesichter. Der Jüngere der beiden schaute besorgt zur durchhängenden Decke hoch und seufzte. Sie waren zu spät gekommen, wenn auch nur knapp.

Der Ältere zeigte mit dem dicken Handschuh in Richtung Küche – Anderson solle es sich selbst ansehen, wenn er wolle.

DI Colin Anderson schlich auf Zehenspitzen vorwärts und hockte sich neben die schwarze Plastikplane, von der Woodford, der leitende Brandermittler, eine Ecke anhob. Was darunter zum Vorschein kam, hatte nur vage Ähnlichkeit mit einem Menschen. Boxerhaltung, die Gliedmaßen angezogen, geballte Fäuste, vor das Gesicht genommen – Muskelkontraktion, typische Merkmale von Leichen, die starker Hitze ausgesetzt gewesen waren. Anderson beugte sich vor, hustete sich auf den Handrücken, und Woodford zog die Plane weiter zurück. Bei dem verkohlten Toten handelte es sich um einen alten Mann, und zwar vermutlich um den sechsundsiebzigjährigen John Campbell, allerdings

hätte es praktisch auch jeder andere sein können. Die Leiche war schwarz und gelb, mit getrocknetem Blut überzogen und wies keine Haare und nicht einmal Augenbrauen auf. Die Kleidung war entweder geschmolzen oder verbrannt. An den Schultern klebten kleine Flecken bunten Gewebes mit ausgefransten Fasern. Hatte er etwas aus Wolle getragen? Eine Strickjacke, vielleicht dunkelblau? Anderson sah genauer hin und entdeckte einen geschmolzenen Knopf. Sein Großvater hatte auch solche Strickjacken getragen – Fair-Isle-Muster mit Metallknöpfen wie kleine Medaillen.

Er hob den Knopf mit der Spitze seines Kugelschreibers auf und betrachtete ihn genauer. Der aufsteigende Löwe war noch erkennbar, und seine Haltung parodierte in grausamer Manier die des Verstorbenen. Anderson ließ ihn in einen Beweismittelbeutel fallen.

»Wann ging der Notruf ein?«

»Ein paar Minuten nach zehn, also vor anderthalb Stunden«, antwortete Woodford. »Wir waren innerhalb weniger Minuten hier, aber zu spät ist eben zu spät. Unter ihm ist der Boden unversehrt, er lag also schon, als sich das Feuer ausbreitete.« Woodford umfasste den Raum mit einer Geste.

»Ist das verdächtig?« Anderson hustete wieder.

»Vermutlich nicht. Er war alt, und durch den Rauch wird er schnell bewusstlos geworden sein; vielleicht hatte er auch einen Herzinfarkt, ist zusammengebrochen, und das war möglicherweise der Grund, weshalb die Pfanne überhaupt erst angefangen hat zu brennen.« Woodford zeigte auf den Boden, wo eine offene Dose, ein verkohlter und zerbrochener Teller und die Überreste eines Messers lagen. Ein Teil der Arbeitsfläche stand noch und ragte in den Raum wie eine Landungsbrücke. Eine ovale Keksdose mit dem Bild eines grünen Bugatti auf dem Deckel sah aus, als hätten die Flammen an ihr geleckert und sie dann verschmährt. Da-

neben lag ein verschmorter Streifen Tabletten und ein Medikamente-Dispenser für sieben Tage, der zu einer schwarzen Blume geschmolzen war. »Anscheinend hat er Arzneien genommen.«

»Vielleicht. Keine Hinweise darauf, dass er versucht hat, den Brand zu löschen?«, fragte Anderson.

»Kein Feuerlöscher, keine Löschdecke, und der Rauchmelder war Schrott. Das ging schnell, die Flammen waren sofort ...«

»In Leidenschaft entbrannt?«, sagte Anderson grinsend und gab mit einem Nicken zu verstehen, dass die Leiche wieder zugedeckt werden könnte; seine Augen tränten, er konnte daher sowieso keine Einzelheiten erkennen, und zusätzlich sprang jetzt mit ohrenbetäubendem Lärm der Generator an. Er trat zurück und sah die Feuerwehrleute an, die in die Küche kamen und den Tatort kontaminierten. *Brandort*, korrigierte er sich. Bislang deutete nichts auf einen Tatort hin.

Vorsichtig duckte er den Kopf unter dem Türsturz durch, der nun von einem inneren Metallrahmen gestützt wurde, und spürte, wie die Hitze durch seine Schuhsohlen kroch. Selbst Anderson mit seinem Laienblick bemerkte, dass sich die Decke wie eine Hängematte durchwölbte.

Einer der Feuerwehrleute klopfte die Wand nicht gerade zimperlich mit einem Hammer ab. »Ist das wohl eine tragende?«, rief er und richtete den Blick auf einen Riss im Putz, der sich über die ganze Oberfläche spannte.

»Hau noch ein bisschen fester drauf, dann wissen wir es gleich«, antwortete irgendein Klugscheißer durch den Rauch.

Sie standen im Erdgeschoss eines vierstöckigen Hauses, und Anderson wurde flau im Magen.

Jemand reichte ihm einen Schutzhelm.

Großartig.

Schauernd ließ er den Blick durch den Raum schweifen, als Woodford laut brüllte und der Generator ausgeschaltet wurde. Auch das Gehämmer hörte auf, und plötzlich herrschte Stille, abgesehen von den knackenden, seufzenden Wänden, in denen die Spannungen nach der intensiven Hitze wieder nachließen. Anderson rührte sich nicht, weil er glaubte, jemand lausche nach Lebenszeichen, aber dann stellte sich heraus, dass der Feuerwehrhauptmann nur einen Anruf entgegennehmen wollte.

Anderson warf einen weiteren Blick in die Küche. Durch das Feuer, das hier gewütet hatte, war alles verbrannt und verkohlt, verzogen und gebogen. Das Linoleum war geschrumpelt und schwamm auf kleinen Wasserlachen. Irgendwo zischte es immer noch. Und trotz der Zerstörung war der Raum eindeutig als Küche zu erkennen. Vor zwei Stunden noch hatte sich hier jemand gemütlich sein Frühstück zubereitet. Anderson fiel auf, dass sich der Kühlschrank – im Übrigen das gleiche Modell wie sein eigener – in der Hitze aufgewölbt hatte. Vom Herd, dem Zentrum des Feuers, war nur ein dunkles Gewirr von Metall geblieben, in dem stur noch einige Flecken Chrom glänzten.

Ein Feuerwehrmann mit einer Videokamera nickte DI Anderson zu und bat stillschweigend um Erlaubnis weiterzufilmen. Anderson gab ihm mit erhobenem Daumen sein Einverständnis, drückte sich den Helm fest auf das blonde Haar und versuchte, die Hitze zu ignorieren, die er am Hals und im Gesicht spürte. Er wusste, ein Brandermittler konnte hier noch Dinge erkennen, die dem durchschnittlichen Kriminaltechniker entgingen; und deshalb überließ man die Sache am besten dem Experten. Die Kamera surrte, und der Brandermittler beschwerte sich über das miserable Licht. Anderson reizte der Rauch wieder im Hals, und er hustete heftig. Für kein Geld der Welt hätte er Feuerwehrmann werden wollen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Woodford und reichte ihm die Hand. »Zum Grillen sind Sie ein bisschen zu spät gekommen.«

Anderson lächelte schief und verließ die Wohnung mit geballten Fäusten und verschränkten Armen; zu leicht vergaß man die Hitze und verbrannte sich die Finger, wenn man irgendetwas anfasste. Die Sohlen seiner Schuhe beschwerten sich lautstark; draußen würde er sich in eine Pfütze stellen. Wieder hustete er, richtig schwer diesmal, trocken aus der Lunge heraus. Und dann erbrach er sich.

»Ja«, fauchte Detective Chief Inspector Rebecca Quinn in den Hörer. Der schrille Rufton hatte sie innerlich zusammenfahren lassen. Zweimal hatte sie schon um ein anderes Telefon gebeten, doch genauso gut hätte sie beantragen können, zur nächsten Königin von England gekrönt zu werden. »Ja?«, wiederholte sie, aber wer auch immer am anderen Ende der Leitung war, beachtete sie nicht und sagte lediglich zu einem unbekanntem Dritten: »Ein bisschen weiter links, ein bisschen weiter links.«

»Wyngate!«, schrie sie. Die Nummer auf dem Display stammte vom Empfang, und da schoben nur zwei Leute Dienst – Costello und Wyngate. Letzterem hatten die Kollegen, gemeinerweise und doch treffend, wegen seiner abstehenden Ohren den Spitznamen Windrad verpasst. Wenigstens konnte sie sich sein Gesicht vorstellen. DC Gordon Wyngate? Der magere Computerfreak, ein cleverer Kerl ohne jeden gesunden Menschenverstand.

»Ja, Ma'am. Wyngate vom Empfang, Ma'am.«

»Ich weiß. Was gibt es denn?«

»Ich sollte Bescheid sagen, wenn sich noch jemand krankmeldet. Na, DC Burns hat gerade angerufen«, sagte Wyngate und fügte hinzu: »Er hat diese Halsgeschichte.«

Burns! Burns! Sie ging den Karteikasten in ihrem Kopf

durch. Burns? Der große Typ, der immer so leise sprach. Also war noch ein guter Mann krank. »Vielleicht geht es schneller, wenn Sie mir eine Liste schicken, wer überhaupt zum Dienst erscheint.«

»Also, Vik Mulholland hat seinen freien Tag, will aber trotzdem später reinschauen.« Wyngate bemerkte die lange Pause am anderen Ende der Leitung und erklärte: »Das ist der, der aussieht wie...«

»Ja, DC Wyngate. Ich weiß, wer es ist.« Einen Cop, der aussah wie der hübschere Bruder von Johnny Depp, vergaß sie nicht so leicht. »Danke für die Mitteilung«, sagte Quinn nicht ohne Sarkasmus in der Stimme und legte auf. Inzwischen fehlten über sechzig Prozent der Abteilung entweder wegen Grippe oder wegen Halsentzündung, und außerdem war es kurz vor Weihnachten. Glücklicherweise gab es gegenwärtig nicht besonders viel zu tun.

Sie sah auf die Uhr – Viertel vor zwölf. Die Besprechung war für Mittag angesetzt, aber sie würde fünf Minuten früher damit anfangen, nur um die ewig Saumseligen unter Druck zu setzen. Sie hörte, wie sich die verbliebene Abteilung auf der anderen Seite der Jalousie versammelte. Wie gewöhnlich trug sie ein makellooses marineblaues Kostüm, das sie als ihre Uniform betrachtete. Das rote Haar hatte sie streng zurückgebunden, ihre Lippen jedoch waren blass. Sie öffnete ihr Kosmetiktäschchen, trug sorgfältig ihren bordeauxroten Lippenstift auf, spitzte die Lippen und beobachtete in ihrem kleinen Schminkspiegel in der Klappe der Tasche, wie die Unterlippe die Farbe auf die Oberlippe aufbrachte. Das gehörte zu ihren kleinen Ritualen. Die Schauspielerin Beryl Reid hatte einmal gesagt, nur wenn sie die richtigen Schuhe trage, könne sie ihre Rolle richtig spielen; analog dazu verließ sich DCI Quinn auf ihren Lippenstift. Ohne ihn war sie ein menschliches Wesen; mit ihm wurde sie zur Polizistin. Und zwar zu einer guten.

Sie vergewisserte sich, dass kein Lippenstift an den Zähnen klebte und keine Haare auf dem Kragen lagen, ehe sie sich wieder ihrem Schreibtisch zuwandte, auf dem nur ein paar Akten lagen.

Vor sechsunddreißig Stunden war ein Siebenjähriger namens Luca Scott verschwunden. Der Junge lebte mehr oder weniger auf der Straße, und es wäre nicht das erste Mal, dass er ausriss. Die Familie gehörte offensichtlich zur Unterschicht, die zwar keinen festen Wohnsitz vorweisen, sich jedoch stets das neueste Handy-Modell und einen schlecht gelaunten Pitbull leisten konnte. Quinn seufzte. Sie hätte sich ein bisschen mehr Material für die Besprechung gewünscht.

Die nächste Akte, vierzig Seiten stark, war an alle Reviere in Glasgow und in der gesamten Strathclyde-Region gegangen. Die Rocklegende Rogan O'Neill kam nach Glasgow und würde auf dem Flughafen landen, und beigefügt war auch eine kurze Beschreibung seiner Reiseziele, dazu Einzelheiten über das Hogmanay-Konzert am Silvesterabend, das nun definitiv im Zeichen des Erdbebens in Pakistan stehen sollte, wie es bereits gerüchteweise geheißsen hatte. Es gab doch nichts Besseres als eine ordentliche Katastrophe, wenn man einer abflauenden Karriere neuen Schwung geben wollte. Seitenweise ließ man sich über die beteiligten Sicherheitskräfte aus, und es fanden sich außerdem zusätzliche Anweisungen für die Partickhill-Wache. Allerdings kein Wort über zusätzliche Geldmittel oder zusätzliches Personal, wie Quinn auffiel, sondern nur zusätzliche Arbeit. Warum ging das nicht an die Divisionszentrale in Partick statt an dieses winzige Revier, das nur gebaut worden war, um die Lücke zwischen zwei Häusern an einer Stelle zu schließen, wo Görings Luftwaffe zufällig ihre Bomben fallen gelassen hatte? Die Wache in Partick war groß und modern genug, dort standen reichlich Mittel und Personal

zur Verfügung. Warum war die Sache also ausgerechnet in Partickhill gelandet? Und ja, warum war sie selbst ausgerechnet in Partickhill gelandet? Nur weil irgendein alternder Rockstar um die Ecke im Hilton wohnen wollte, und zwar – wie es gerüchteweise hieß – nicht ohne die obligatorische Freundin in Gestalt eines blonden Models oder zumindest die Letzte in einer langen Reihe blonder Models. Quinn betrachtete sein Pressefoto. Die Jahre in der kalifornischen Sonne und die Botox-Behandlungen hatten ihm nicht gutgetan; ehrlich gesagt grenzte O’Neills Erscheinung ans Lächerliche. Dem Vermerk zufolge war der Rockstar »Anfang fünfzig«. Quinn rechnete kurz – dieser Zählung nach wäre sie gerade mal Ende dreißig. Wenn der sich ein Jahrzehnt vom Alter abzog, durfte sie das genauso. Quinn klappte ihre Kosmetiktasche auf, blickte in den Spiegel und strich über die Falten unter ihren Augen. Na ja, vielleicht auch nicht.

Sie sah sich ein paar andere Kleinigkeiten an, denn sie wollte sich vor der Besprechung unbedingt bis zum Boden ihres Eingangskorbs durcharbeiten – diesem Haufen würde sie es durchaus zutrauen, etwas Wichtiges ganz nach unten zu legen und sie dann vor versammelter Mannschaft darauf anzusprechen. Es waren die üblichen Vermerke, ihre Ausgabenabrechnung vom letzten Monat ... Sie zog ein Stück weißen Karton hervor: *Alan McAlpine, 1960–2006*. Das Bild auf der Traueranzeige sah sie an, ein gelassener, gut aussehender Mann mit schmachtemdem Blick und einem eher faszinierenden als freundlichen Lächeln.

Acht Wochen war es her, erst acht Wochen. Ihr Vorgänger DCI Alan McAlpine war als Held gestorben, und seitdem beobachtete Quinn das verschwörerische Lächeln zwischen DI Anderson und DS Costello, bemerkte die kargen Worte und das vielsagende Schweigen.

Vor Quinns Zeit hatte Partickhill deren perfekte Enklave dargestellt. DCI McAlpine war Anfang vierzig gewesen. Co-

lin Anderson, seinem Lieblingsinspektor, fehlten ein paar Jahre bis zu diesem Alter, und Costello war noch einmal einige Jahre jünger. In McAlpines Kielwasser waren sie karriermäßig gut vorangekommen, doch auch ohne McAlpine war Anderson mehrmals ernstlich auf die Probe gestellt worden und hatte den Kopf nicht eingezogen. Hatte den Kopf nicht eingezogen – und den Mund gehalten. Quinn wusste, sie kannte nur einen Bruchteil der Geschichte um den früheren DCI – und sie würde das meiste auch niemals erfahren. Als ihre neue Chefin blieb sie sowieso außen vor. Als Frau behielt sie McAlpine lieber so in Erinnerung, wie er sich gegeben hatte: attraktiv, kompliziert, verletzlich. Sie sah dem Foto wieder in die Augen, diese braunen Mandel-
augen, und erinnerte sich an das leise Zischen der Vorhänge im Krematorium, an das gedämpfte Surren, mit dem der Sarg in der Dunkelheit verschwunden war. Es kam ihr vor, als wäre das alles erst gestern geschehen. Sie betrachtete die Fotografie eine Minute lang, hing Erinnerungen nach und schob dann das Bild wieder zurück in den Stapel.

Sie zuckte zusammen, als das Telefon sie mit schrillum Klingeln tadelte.

»Hier DS Costello.« Weiblich, knapp, abgehackt, nur unwesentlich von Anmaßung entfernt.

»Ja, DS Costello?«, antwortete Quinn mit übertriebener Höflichkeit.

»Gibt es Neuigkeiten über Luca Scott, Ma'am?«

»Sollte nicht eigentlich ich Ihnen diese Frage stellen?«

»Also, ich habe versucht, zu seiner Mutter im Krankenhaus vorgelassen zu werden, leider erfolglos. Da gibt es übrigens noch einen ähnlichen Vorfall, Ma'am – eine Miss Cotter aus der Havelock Street ... Das ist in der Nähe von ...«

»Ja, ich weiß.«

»Also, sie hat erzählt, ihre Nachbarin sei gestern Abend ohne ihren Sohn nach Hause gekommen, und heute Mor-

gen war er auch nicht in der Wohnung. Die Mutter selbst ist zu betrunken und kann sich nicht erinnern, wo sie ihn gelassen hat. Ich habe im Computer nachgesehen, und auch dieser Junge, Troy McEwen, wird nicht zum ersten Mal vermisst. Na ja, und im Zusammenhang mit Luca Scott ...« Quinn hörte Costello ihr Notizbuch umblättern. »... beide sind sieben Jahre alt, wohnen eine halbe Meile voneinander entfernt ...«

»Schicken Sie mir alles, was Sie haben.« Quinn zog Luca Scotts Akte aus dem Stapel auf ihrem Schreibtisch. »Und DI Anderson soll so schnell wie möglich hierher zurückkommen.« Sie legte auf.

Sie schloss die Augen einen Moment lang und wünschte sich mit aller Kraft, dass es keinen Zusammenhang zwischen den beiden kleinen Jungen gäbe. Nicht *zwei* vermisste Kinder, kurz vor Weihnachten, und das auch noch als *ihr* erster Fall mit diesem Team – mit McAlpines Team.

Sie waren gut – Anderson und Costello –, McAlpines handverlesene kleine Einheit, und sie waren schwer zu knacken. Aber der King war tot, lang lebe die Queen. *Lang lebe die Quinn*. Sie erlaubte sich ein schwaches Lächeln. Wenigstens DI Anderson musste sie knacken. Der große hellhaarige Intelligente, der nachdachte, ehe er sprach, der stets mit Bedacht handelte. Sie hatte Unmut bei ihm erwartet, weil sie McAlpines Stelle übernommen hatte, aber nichts Derartiges war gekommen. Nun, nicht gerade nichts, eher so ein undefinierbares Etwas, mehr so pro forma, wie sich ein kluger Schüler gegenüber einem begriffsstutzigen Lehrer benehmen würde. Quinn hatte gehofft, ihm würde der Kragen platzen und er würde einfach sagen, was er zu sagen hatte, damit die Sache ein für alle Mal erledigt wäre, doch bislang hatte sie darauf vergeblich gewartet. Anderson genoss im ganzen Dezernat großen Respekt. Er nahm einfach die Karten, die er auf die Hand bekam, und spielte los. Cos-

tello hingegen trug ihren Groll gegen Quinn wie ein Abzeichen am Revers. Quinn hatte keine Chance, sich zwischen die beiden zu drängen.

Mulholland, der hübsche Überflieger, würde sich für eine Beförderung vor jedem zum Sklaven machen. Er war noch nicht lange genug in Partickhill, um sich mit den anderen beiden zu verbünden. Aus der Divisionszentrale hatte sie nur das Beste über ihn gehört. Vielleicht war es eine Möglichkeit, einen Keil zwischen die Kollegen zu treiben: indem sie sich mit der Entscheidung Zeit ließ, wer als Nächster befördert werden sollte.

Quinn lächelte – jetzt waren sie nicht mehr McAlpines handverlesenes Team.

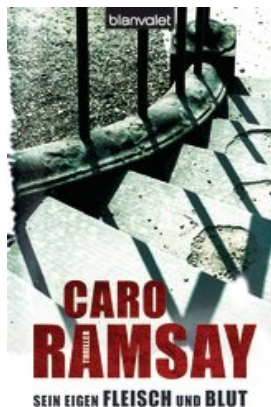
Sie gehörten ihr.

Verärgert sah sie das Bild des alten DCI, der sie ein wenig vorwurfsvoll anstarrte. Irgendwie war er wieder nach oben auf den Stapel gelangt, ganz wie im wirklichen Leben. *Scheißkerl*, murmelte sie, nahm die Traueranzeige und fragte sich, wohin damit. Der Mülleimer erschien ihr zu respektlos, und möglicherweise würde jemand die Karte dort entdecken.

In den letzten zwanzig Jahren war sie bei Weitem nicht die Einzige gewesen, die seinem Charme erlegen war. Sie drehte sich mit dem Stuhl und wandte sich so von seinem bohrenden Blick ab, strich sich einmal mit dem Bild über die Wange und schob es dann langsam in den Schredder.

Einen Moment lang schaute sie ihm hinterher. Dann stand sie auf.

Fünf vor zwölf. Eingangskorb leer, Schreibtisch aufgeräumt, Lippenstift aufgelegt – sie war bereit.



Caro Ramsay

Sein eigen Fleisch und Blut

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37941-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2012

Zwei extrem raffiniert verwobene Fälle garantieren Gänsehaut-Spannung bis zur letzten Seite

Das Team der Polizeistation Partickhill ist an der Grenze der Belastbarkeit: Zwei Jungen sind von den Straßen Glasgows verschwunden. Das Opfer eines Zimmerbrandes weist Spuren einer Zyanidvergiftung auf. Die Sicherheitsmaßnahmen für Rocklegende Rogan O'Neill müssen ebenfalls organisiert werden. Für DI Anderson wird die berufliche Anspannung zu einem persönlichen Albtraum. Denn es scheint, dass kein Kind in der grauen, winterlichen Kälte sicher ist, nicht einmal sein eigener Sohn Peter ...